



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Cottaische Musenalmanach für 1891

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kehren"? Vielleicht finden wir den Schlüssel, wenn wir uns erinnern, daß Personen, die sonst der Wahrheit wenig zugänglich waren, die in Grobheit oder in derben Späß gehüllte ruhig hinnahmen. Hofnarren und Kanzelredner haben dies Mittel oft genug benutzt. Die Hofnarren des Volkes stehen jetzt auf der Bühne; einen Abraham a Santa Clara auf der Kanzel würden sich die Gebildeten von heute nicht gefallen lassen, aber in Büchern und Zeitschriften darf er sein Wesen treiben, vorausgesetzt, daß er „geistreich“ ist. Die Bücher von Max Nordau haben ja auch ein großes Publikum; mit ihm soll sonst der „Deutsche“ nicht auf eine Linie gestellt werden.



Der Cottaische Musenalmanach für 1891



Wenn der Cottaische „Musenalmanach“ genau ein Jahrhundert nach seinem ersten Hervortreten seine Wiederauferstehung hätte feiern wollen, so hätte er bis zum Jahre 1897 und bis zur Säcularfeier der Schiller-Goethischen „Xenien“ warten müssen. Denn der erste Schillersche „Musenalmanach,“ in dem „Die Nacht des Gefanges“ und „Die Ideale“ zum erstenmal gedruckt wurden, war bei dem Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz erschienen, der zweite, der Xenienalmanach, war thatsächlich der erste, der bei dem schwäbischen Buchhändlerfürsten herauskam. Aber wenn einmal die Neubelebung gewagt sein sollte, so war es besser ein paar Jahre früher zu beginnen und dem Vergleich des erneuerten Cottaischen Musenalmanachs mit dem Schiller-Goethischen auszuweichen. Ein Jahrhundert lang braucht sich der neue Musenalmanach nur mit den von Herrn Professor G. A. Bürger in Göttingen und Herrn Rektor F. H. Vofß in Göttingen herausgegebenen „Musenalmanachen“ zu messen, und wenn der treffliche Herausgeber Herr Otto Braun in München auch schwerlich voraussetzen wird, daß bis zum Jahre 1896 und 1897 neue Schiller und Goethe, ja auch nur neue August Wilhelm Schlegel und Hölderlin erwachsen werden, so darf er doch allenfalls hoffen, daß ihm, sofern sich nur ein teilnehmendes Publikum um die alte Fahne sammelt, gute Kräfte, die sie hochhalten und lustig flattern lassen, nicht fehlen werden. Einstweilen ist, wie gesagt, nur der Vergleich mit den poetischen Sammelwerken von Bürger und Vofß herausgefordert, und das ist nicht allzu kühn. Denn Bürger wie Vofß hatten 1791 ihre beste

Zeit hinter sich und füllten die Seiten mit Rosengarten und Liedge, mit Baggesen und Bouterweck, mit Sophie Albrecht und Friederike Brun und kehrten allerhand aus dem Nachlaß von Hagedorn und Hölty zusammen. Keine Frage, daß die bessern unsrer heutigen Dichter sich neben der größern Zahl der Mitarbeiter der beiden beliebtesten Musenalmanache aus den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehen lassen können, ja zu guter Stunde eine recht stattliche Figur diesen gegenüber machen werden. Ob das ausreichen wird, die verloren gegangene Lust an der Lyrik und ihren Blüten in weitem Kreisen wieder zu wecken, wissen wir nicht, zu wünschen wäre es immerhin, und wenn Herr Braun nicht auf die unabweisbaren Beiträge der „Berühmten“ beschränkt bleibt und Geduld und Muße genug hat aus je einem fünfzig Gedichte umfassenden Hefte der Unberühmten die ein oder zwei wertvollen herauszupflücken und dem Kranze des Musenalmanachs einzuverleiben, so würden sich die gemischten Empfindungen, mit denen man den ersten neuen „Musenalmanach“ begrüßt, in unbedingte Befriedigung verwandeln. Denn daß der Herausgeber guten Geschmack und feines Formgefühl und ein lebhaftes und unerschütterliches Interesse an der deutschen Dichtung der Gegenwart hat, wissen wir schon jetzt, und wir wünschen, daß er glücklicher sein möge, als schließlich selbst Schiller bei seiner Redaktion war, als er seufzend eingestand, daß er den meisten Beiträgen mit Zittern und Zagen entgegensehe, der, wenn er mächtig große Gedichte empfing, sich sagen mußte, daß sie ihm halb so groß noch einmal so lieb wären, und der Einsendungen erhielt, von denen Goethe meinte: „Die jungen Herren lernen Verse machen, so wie man Tüten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichen!“ Vor der Hand ist's ja eben noch nicht so weit, und wenn der Herausgeber des neuen „Musenalmanachs“ nicht so viel wahrhaft Wertvolles und Bleibendes erhalten hat, als er sich wohl wünschte, so darf er sich mit den Schicksalen seines großen klassischen Vorgängers trösten.

In einem Punkte ist der wiedererstandene „Musenalmanach“ seinen klassisch gewordenen Ahnen und ihren unmittelbaren Nachfahren überlegen. Er zeichnet sich durch eine reizende Ausstattung aus, die man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohl auch erstrebte, aber nicht erreichen konnte. Welche Not hat seinerzeit der arme Schiller um Satz und Druck, um Schreibpapier und Postpapier, um Deckel und Kupferstiche dazu, um Fütterung der Umschläge und richtige Herstellung der verschiedenartigen äußern Hüllen seines Almanachs gehabt. Dem Herrn Herausgeber des erneuerten „Musenalmanachs“ wird es in diesem Betracht besser ergangen sein. Der prächtige klare Druck, das schöne Papier, der zierliche Einband und die sechs Kunstbeilagen von W. Kray, von Chr. Kröner, G. von Hößlin, F. A. von Kaulbach, R. Geiger und H. Loffow sind sicher mit weniger Mühe zusammengebracht und schöner vervielfältigt worden, als die einzige schauerliche Terpsichore auf dem Titel des Xenienalmanachs,

von der Schiller seufzend an Körner berichtete: „Die Terpsichore ist sehr miserabel ausgefallen.“

Doch das sind Außerlichkeiten, und die glänzendste Ausstattung kann den Mangel an innerm Gehalt höchstens für ganz urteilslose Leser verdecken. Daß der neue Musenalmanach keine poetischen Offenbarungen bringen kann und wird, wie sie der Kenien- oder der Balladenalmanach brachten, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden. Daraus aber folgt nicht, daß eine Sammlung guter Gedichte von den besten poetischen Talenten der Gegenwart kein Lebensrecht hätte. Und da der Herausgeber den Anschauungen und der Besonderheit der Gegenwart insofern gerecht zu werden sucht, daß er auch die Prosadichtung, die kleinere Novelle in den Rahmen des neuen „Musenalmanachs“ hereinzieht, so läßt sich vielleicht erwarten, daß das neue Unternehmen ein Sammelpunkt für eine Reihe künstlerisch feiner Dichtungen dieser Art werde, von denen ja die letzten Jahrzehnte in der That eine Reihe von Meisterschöpfungen aufzuweisen hatten. Für diesmal freilich sind die Poeten in gebundner Rede den dichtenden Prosaisten noch bedeutend überlegen. Die kleine Erzählung „Der Probirstein“ von Georg Ebers ist eine Alltagsgeschichte ohne poetischen Gehalt und Anhauch, „Lieb läßt sich nicht lumpen“ von P. R. Rosegger gehört wenigstens nicht zu den besten Einfällen des steiermärkischen Erzählers, „Die Wassertropfen“ von Richard Weitbrecht sind von einer tiefem Empfindung durchhaucht, aber mehr ein Gedicht in Streckversen, eine lyrische Phantasie als eine Novelle. Die Beiträge in gebundner Rede hat der Herausgeber in „Poetische Erzählungen und Balladen,“ „Gedichte verschiedenen Inhalts,“ „Lyrische Dichtungen,“ „Fabeln, Sprüche und Epigramme“ abgeteilt. Da die Namen Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Marie Ebner-Eschenbach, F. G. Fischer, Arthur Fitger, Jul. Große, Wilh. Herz, Wilh. Jensen, Hermann Lingg, Conr. Ferd. Meyer, Albert Möser, Adolf Pichler, Otto Roquette, Ferdinand von Saar, Adolf Stern, Adolf Wilbrandt, Ernst Ziel und gar manche von den tüchtigsten jüngern vertreten sind (wir heben Ferd. Avenarius, Hans Hoffmann, Isolde Kurz, Max Kalbeck, Eduard Paulus hervor), so ist eine ganz stattliche Schar vereinigt, und nur wenige von den anerkannten Poeten der Gegenwart lassen sich vermissen. Aber doch fehlen z. B. Paul Heyse, Theodor Fontane und verschiedne andre, die den vereinzelt Musenalmanachen des letzten Menschenalters, der „Argo“ und dem „Münchener Dichterbuche“ vorzügliche und bleibende Beiträge gegeben haben. Auch haben die guten Dichter nicht immer ihr Bestes geliefert, wenn sie sich auch fast ausnahmslos einer erbaulichen Kürze befleißigt haben. Von den einzelnen Beiträgen seien hervorgehoben: „Ein Teufel auf Urlaub“ von Otto Roquette, ein Abenteuer, das sich wie der erste Gesang eines größern humoristischen Gedichts ausnimmt, die schöne Ballade „Konradins Knappe“ von C. F. Meyer, „Kaiser Max“ von Albert Möser, die höchst ammutige, lebensvolle „Liebeserklärung“ von Marie Ebner-Eschenbach, die „Frühlings-

fahrt“ von Wilbrandt und die tief empfundenen Lieder von Wilhelm Herz — ohne damit andern guten, ja bessern Gedichten zu nahe treten zu wollen, die sich uns vielleicht zu andrer Stunde tiefer in den Sinn prägen als beim ersten pflichtmäßigen Durchblättern des „Musenalmanachs.“ Wenn solche Sammlung Sinn haben und ihre Fortsetzung mit Recht finden soll, so muß sie Leser finden, die wieder und wieder zu ihr zurückkehren.

Und das ist, was als letzte Frage übrig bleibt, und worauf wir gern eine fröhliche Antwort geben möchten. Die alten Musenalmanache, selbst wo sie dem Gehalt nach bedeutend hinter diesem erneuten von 1891 zurückstehen (von den Cottaischen der Jahre 1797 bis 1800 dürfen wir insoweit nicht reden, als diese unter Gestirnen standen, die nicht aller hundert Jahre scheinen), bedeuteten für geistige Kultur und litterarischen Genuß ihrer Zeit unendlich mehr, als auch der beste Musenalmanach von heute bedeuten kann. Mit welcher teilnehmenden Ungeduld wurden sie erwartet, mit welcher lauten Wonne im geselligen Kreise genossen, mit welchem Ernst kritisiert und mit ihren Nebenbuhlern oder Vorläufern verglichen! Allerdings der berühmte Göttinger Professor Georg Ludwig Böhmer sagte auch im vorigen Jahrhundert zu Bürger: „Nicht wahr, Sie haben ein *Calendarium musarum* edirt? Meine Tochter sagte mir, es sei sehr niedlich, denn ich selber lese dergleichen Lappalien nicht.“ Aber der Herr Professor stand damals vereinzelt unter den Männern, heute dürfte beinahe nur noch von den Töchtern, nur noch von Leserinnen und kaum von Lesern eines Musenalmanachs die Rede sein. Zwar regen sich hie und da kleine Keime wiedererwachender Empfänglichkeit für poetische Erzeugnisse im engern Sinne des Wortes. Und ein Wunder wäre es am Ende nicht, wenn feinere und phantasievollere Naturen, der nackten Brutalität und des stillen Schwulstes einer gewissen Roman- und Novellenprosa müde, für Gedichte wieder eine Regung empfänden, die sie vor der Hand selbst Schwäche nennen werden. Wenn das nicht eine Täuschung ist, so wollen wir im Interesse besserer Tage von Herzen wünschen, daß der neubegommene Cottaische „Musenalmanach“ fortbestehen und in noch ganz andrer Weise als in diesem ersten Jahrgang seiner Erneuerung ein Anziehungspunkt für die besten poetischen Kräfte und für viele noch im Schoße der Zeiten schlummernde Talente werden möge. Die Dichter allein thuns freilich nicht, aber das Publikum allein auch nicht, vielleicht finden sich beide zu guter Stunde am Ende des Jahrhunderts wieder einmal zusammen.

